

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 10

Artikel: Gibt es in der Schweiz eine Gesellschaft?
Autor: H.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

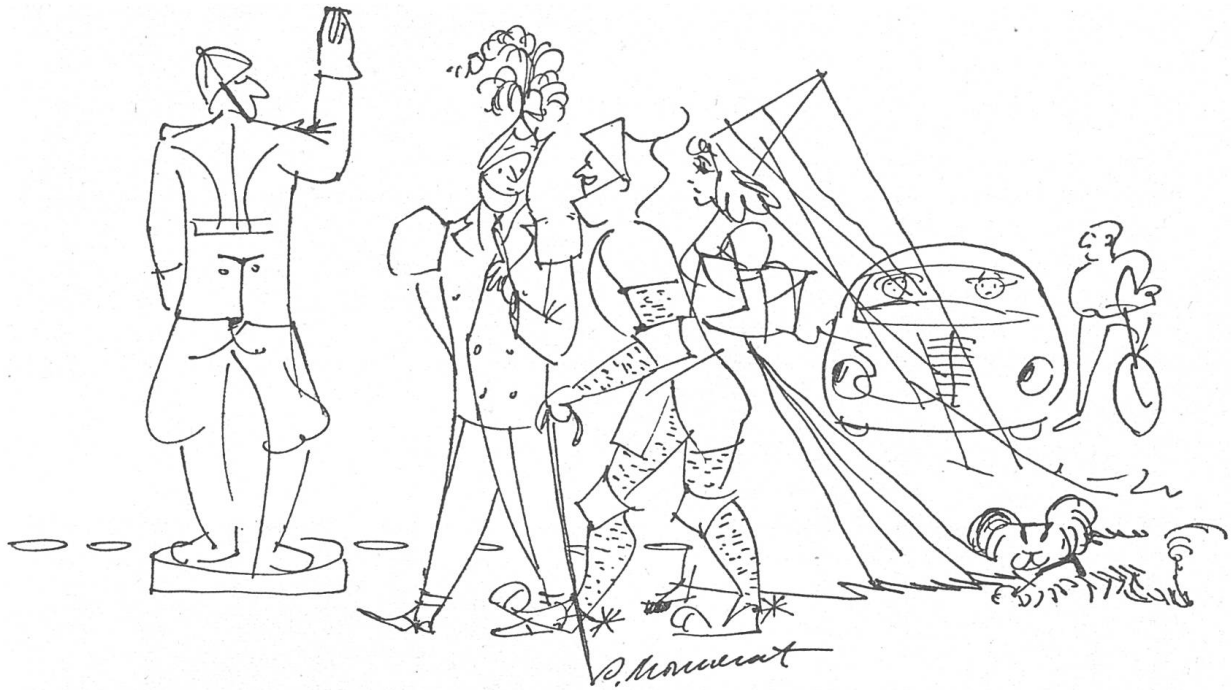
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gibt es in der Schweiz eine

Gesellschaft?

Von H. H./ Illustration von P. Monnerat

Im «Schweizer-Spiegel» ist vor einiger Zeit bei einer Würdigung sozialogischer Verhältnisse in der Schweiz die Behauptung aufgestellt worden, es gäbe bei uns keine «Gesellschaft» im Sinne anderer europäischer Staaten. Diese Behauptung ist bestimmt unrichtig, wie jeder Kenner der Verhältnisse zugeben wird. In gewisser Hinsicht ist sogar das direkte Gegenteil wahr.

Inflation und Abwertung einerseits und die Monopolherrschaft einer bestimmten Partei andererseits haben in einer Reihe von Ländern Umwälzungen gebracht, besonders auch in gesellschaftlicher Hinsicht, die man vor 1914 nicht für möglich

gehalten hätte. Ich denke dabei nicht einmal so sehr an Rußland, wo die Bildung einer neuen «Gesellschaft» wohl am wenigsten in Erscheinung getreten ist. In Italien und noch mehr in Deutschland einschließlich Österreich aber haben sich Umwälzungen in gesellschaftlicher Hinsicht vollzogen, die wahrscheinlich nur mit der Napoleonischen Zeit verglichen werden können.

Dem Autor jenes Artikels will ich aber gerne zugute halten, daß die «Gesellschaft» in der Schweiz eine weniger offizielle Rolle spielt als im England von heute und den Italien und Deutschland von damals. Man vermeidet es, eine Zei-

tung oder eine Zeitschrift « Das Blatt der guten Gesellschaft » zu nennen. Ein Polizeirapport oder Gerichtsakten werden auch die Unterscheidung vermeiden, ob jemand « zur Gesellschaft » oder « nicht zur Gesellschaft » gehöre. Bei dem demokratischen, ja oft antikapitalistischen Zug in unsern Behörden sehr zum Vorteil des Angehörigen der «Oberschicht», falls einer so unvorsichtig war, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

Ja, was ist denn «die Gesellschaft»? wird vielleicht der eine oder andere Leser fragen. Eine Definition würde vielleicht folgendermaßen lauten: « Gesellschaft bedeutet im Leben einer menschlichen Gemeinschaft die Anerkennung und Führung durch eine Oberschicht nach zeitlich und örtlich verschiedenen Gesichtspunkten. » Sie setzt ein gewisses Maß von Wohlhabenheit und geselliger Kultur voraus. Die größte Ansammlung von Holzarbeitern oder Goldsuchern wird bestimmt keine «Gesellschaft» hervorbringen, wohl aber ein größeres bäuerliches Gemeinwesen nach einer ruhigen Entwicklung und Erreichung eines gewissen Wohlstandes. In einer fremden Stadt mögen anderseits noch so viele wohlhabende Emigranten mit einer gesellschaftlichen Kultur, höher als diejenige des Gastlandes, leben. Sie werden niemals eine « Gesellschaft » im Sinne dieser Ausführung bilden; denn ihnen fehlt der Einfluß und die Führung der großen Masse. Ich denke hier in erster Linie an die russischen Kolonien in Konstantinopel, Tiflis und andern Städten, im Intervall der beiden Weltkriege. Jene Kolonien haben dort ein Eigenleben weitergeführt, bestaunt, vielleicht bewundert, aber nicht nachgeahmt von der Bevölkerung der Gaststädte.

Die gesellschaftliche Kultur ist überhaupt weitgehend an die Städte gebunden. Der Stempel ist aristokratisch, patrizierhaft oder plutokratisch. Wir brauchen nicht Beispiele im Ausland zu suchen, wir haben sie in wunderbarer Mannigfaltigkeit im eigenen Lande. Charakteristisch ist, daß jede gesellschaftliche Kultur ihre

eigenen Sitten und Gebräuche hervorbringt und sich ihr alt und jung unterwerfen. Die Alten fühlen sich in der Regel als ihre Hüter, die Jungen neigen zur Opposition, bis sie selbst das Alter erreichen, wo das Beharren gegenüber dem Stürmen und Erneuern siegt.

Betrachten wir unsere Schweizer Städte einmal kritisch nach den angeführten Gesichtspunkten.

Freiburg

Lassen wir den aristokratischen Städten nach dem Grundsatz: « Dem Alter gebührt die Ehre » den Vortritt. Die Aristokratie reinsten Wassers ist nach meiner Überzeugung Freiburg im Uechtland.

Kein « troisième état » hat die alten Familien in ihrer Stellung bedroht, erschüttert oder gar in den Schatten gestellt. Die wenigen Familien, die es über Industrie (Brauerei), Bank usw. zu etwelchem Ansehen und Einfluß gebracht haben, sind ängstlich bemüht, den Lebensstil der Aristokraten zu kopieren und ihnen in Fragen der Wohnkultur, Geselligkeit und Lebensform nachzueifern. Wer nach wie vor dominiert, sind die Familien des Hochadels, welche ihre gräflichen Titel im gesellschaftlichen Leben, von den privaten bis weit hinein in die offiziellen Veranstaltungen, unbekümmert tragen. Verkehrt man unter sich oder mit der Diplomatie in Bern, so werden Titel und Würden ebenso ungeniert angewendet wie irgendwo im Ausland; verkehrt man mit Bundesbehörden, oder « plutokratischen » Kreisen in Zürich, so verfügen die gleichen Leute mit einemmal über andere Visitenkarten und Unterschriften, aus denen wohl der von der Eidgenossenschaft anerkannte Adel als Namensbestandteil, nicht aber die Titel hervorgehen.

Pikant ist für den Außenstehenden, der Einblick gewonnen hat, die leise Rivalität zwischen weltlichen und päpstlichen Titeln. Neben königlich französischen und kaiserlich österreichischen Baronen, Grafen und sogar Marquis gibt es näm-

lich eine Reihe päpstlicher Grafengeschlechter, obwohl sie unter andern die schönen Namen Meier und Müller tragen. Ein weiteres pikantes Detail ist, daß Stadt und Kanton Freiburg offiziell mit ihren Aristokraten viel strenger verfahren als die Eidgenossenschaft und nicht einmal das «de» als Namensbestandteil gelten lassen. Wen es interessiert, der kontrolliere das strenge Adreßbuch von Freiburg und das viel liberalere eidgenössische Telefonverzeichnis.

Ich möchte mich nicht andern Städten zuwenden, ohne Freiburg das Kompliment zu machen, eine gesellschaftliche Kultur mit Geist und Charme hervorgebracht zu haben, in der sich der einmal Eingeführte bestimmt wohler fühlen wird als in andern Milieux, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Aristokratien reinen Wassers sind auch Luzern, Solothurn, Sitten und Neuenburg. Die Adelstitel treten hinter dem bloßen Adel zurück, der dafür nicht minder betont wird. Da Standesbewußtsein und Vorurteile, speziell in den genannten deutschschweizerischen Städten mit weniger Charme und Liebenswürdigkeit gepaart sind als gerade in Freiburg, so stößt man nicht selten auf Ressentiments bei den andern bürgerlichen Schichten.

Bern

Eine besondere Rolle spielt Bern, wo neben den alten regimentsfähigen Familien und dem berühmten Adel aus eigener Machtvollkommenheit (durch Beschluß des Großen Rates), die Spitzen der Bundesverwaltung und der Berufsmilitärs einen andern Teil der Gesellschaft bilden, wozu dann im weitem noch die Diplomatie kommt.

Die Wechselwirkungen zwischen diesen drei Gruppen werden heute ebenso interessant und abwechslungsreich sein wie vor 20 Jahren, als ich mich darin leidlich auskannte. Auch im aristokratischen Bern findet man bekanntlich große kulturelle Werte. Zum großen Teile sind die Abkömmlinge der alten Familien zwar tüch-

tig und fleißig, haben sich aber stark dem Beamtentum und der freien Juristerei verschrieben, so daß sie der Stadt weniger das Gepräge geben als beispielsweise die Familien des Basler Patriziates. Die Abgabe der Führung und der Verlust der Vogteien, des alten Stolzes der regimentsfähigen Familien, rufen oft bei der heranwachsenden Generation einer leisen Melancholie, so etwas wie ein «paradise lost». Das gesellschaftliche Leben Alt-Berns kristallisiert sich in den Zünften mit den bekannten weitgehenden vormundschaftlichen Aufgaben der «Grande Société» und selbstredend in den Familientagen der Sippen und Geschlechter. Die Bürgergemeinde, das interessante Gegenstück zur Bürgergemeinde, ist eine Fundgrube interessanter Einzelheiten für den Feinschmecker soziologischer Entwicklungen.

Allen aristokratischen Gesellschaften gemeinsam ist der starke Hang zu Armee und Diplomatie. Sie haben den Vätern Ehre, Ansehen, Geltung, ja sogar Reichtum gebracht, sie sollen, ohne letzteres, es auch den Söhnen einbringen.

Es ist kein Zufall, wenn an einem Defilee der alten 2. Division im Jahre 1932 von den sieben maßgebenden Kommandanten alle sechs Freiburger und Berner dem Adel angehörten, während der einzige bürgerliche Kommandant ein solothurnischer Großindustrieller war.

Berufliche Verhinderungen für das Avancement zählen eben nicht wie etwa in Zürich und Basel. Sie sind bei der Bewirtschaftung von Gütern und der Bekleidung von Amtsstellen ja tatsächlich viel weniger schwerwiegend als im Berufsleben.

Basel, Genf

Wenden wir uns nun dem Prototyp bürgerlichen Patriziates zu, der alten RheinStadt Basel. Ganz anders als in Bern und Zürich haben dort die alten Familien das Kontor des Kaufmanns und Industriellen nicht mit dem Richteramt und andern liberalen Berufsarten vertauscht. Sie sind dem Kaufmannsstand treu geblieben und

haben es sich angelegen sein lassen, die bescheidene Heimindustrie (Seidenband) zur modernen maschinellen Industrie auszubauen und aus Drogerien und Farbholzhandlungen chemische Fabriken zu entwickeln. Das Patriziat hat das Steuer nicht aus der Hand gegeben, ein Steuer, das in der modernen Städte-Entwicklung nur der behält, der dem Erwerbsleben treu bleibt und auf dessen Schultern die geldlichen Hauptlasten des Gemeinwesens ruhen. Erst die allerjüngste Entwicklung, in welcher der Niedergang der Bandindustrie gewichtig mitgesprochen hat, hat hier etwelchen Wandel geschaffen. Die Infiltration der herrschenden Schicht mit neuen Elementen, namentlich aus der chemischen Industrie, erfolgte und erfolgt aber so langsam und gemäßigt, daß die Assimilierungsbereitschaft der Neuen groß war und bleibt.

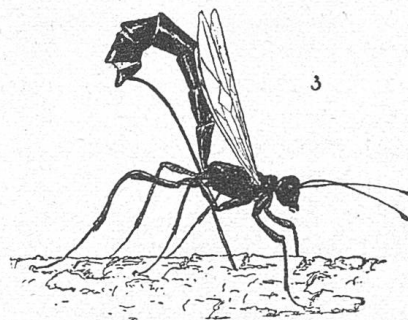
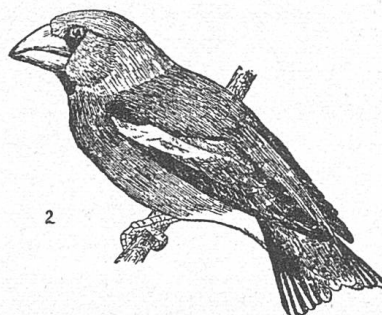
Über Basler Sitten und Gebräuche, zumal bei Geburt, Verlobung, Heirat und Tod, sind schon so viele liebenswerte Darstellungen geschrieben worden, daß ich als Nicht-Basler mich darüber nicht auslassen will. Die Tatsache aber, daß all die stark entwickelten Bräuche weiter leben und sich in Details wie dem Besuchszylinder erhalten konnten, beweist am deutlichsten das gemäßigttere Tempo Basels in der Umschichtung gegenüber dem eruptiven Zürich.

Eine Stadt, die meines Erachtens Basel in vielem gleichzusetzen ist, ist Genf.

Im Gegensatz zu Basel hat sich das Patriziat dort allerdings mehr dem Bank- und Finanzwesen zugewendet und hat entsprechend in der Finanzkrise seit 1929 gelitten. Ein oberflächlicher Beobachter könnte die Genfer Gesellschaft wegen ihrer größeren Eleganz und dem ganzen Auftreten leicht für mondän und oberflächlich halten. Eine solche Anschauung wird dem Genfer und speziell der Genferin nicht gerecht; denn es geht just durch die dortige Gesellschaft ein strenger calvinistischer Zug und eine große Begeisterung für Ideale aller Art. Nicht umsonst stellte Genf das größte Kontingent unentgeltlicher Helferinnen und Helfer im

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



Antworten siehe Seite 70

Roten Kreuz. Hinter dem weltmännischen Auftreten verbirgt sich sehr oft ein ausgesprochen ökonomischer Sinn, auch bei den Frauen. Ein Beweis mehr, daß ererbtes Geld in der Regel viel haushälterischer verwaltet wird als verdientes.

Zürich

Und nun zum Emporkömmling unter den Schweizer Städten, Zürich! Die Bewohner der schönen Limmatstadt wirken in bezug auf die andern Städte ungefähr so, wie die Berliner früher in Deutschland oder die Amerikaner als Ganzes genommen in der Welt. Damit will ich nicht die Zürcher im *Wesen* Berlinern oder Amerikanern gleichsetzen. Das wäre grundverkehrt; wohl aber ist ihr *Verhältnis* zu den Mitbürgern anderer Städte ein sehr ähnliches wie dort.

Das stürmische Entwicklungstempo hat so viele kantonsfremde und ländliche Elemente nach Zürich gebracht, daß sie sogar in den städtischen und kantonalen Behörden die Mehrheit gegenüber den geborenen Stadtzürchern bilden. Ebenso haben die Zugezogenen, unter Einschluß eingekaufter Deutscher, zahlreiche der so gerne zitierten «Schlüsselpositionen» in Handel und Industrie, Bank und Versicherung erobert, weshalb es dort noch schwerer fällt, Stadtzürcher, geschweige denn Abkömmlinge der alten Familien anzutreffen. Wo sind sie hingekommen? Ähnlich wie in Bern, in Studier- und Amtsstuben. Andere haben sich den liberalen Berufen gewidmet, und nicht wenige sind in den großen Aktiengesellschaften von Bank und Versicherung tätig, ohne aber die umstrittenen führenden Posten einzunehmen. Auch hier also der Wunsch nach einer bescheideneren, aber gesicherten Existenz. Die fremden neuen Elemente sehen wir als Pioniere der verschiedensten wirtschaftlichen Entwicklungen und entsprechend als Nutznießer der Unternehmergewinne, die Abkömmlinge der alten Zürcher Geschlechter aber als Gehaltsverzehrer und Nutznießer schwindender Vermögen.

Der Gegensatz zu Basel liegt darin,

daß das Patriziat sich dort viel zahlreichere Positionen im Wirtschaftsleben zu erhalten gewußt hat, Hand in Hand mit einer langsamen Assimilierung der «Neuen», während es in Bern in Ermangelung eines wirklich bedeutenden Wirtschaftslebens Emporkömmlinge überhaupt kaum gibt. Die Rückwirkung dieser Erscheinung auf das Gesellschaftsleben liegt auf der Hand. Was kümmern die Bündner, St. Galler, Berner, Badenser und Elsässer in Zürich Zürcher Sitten und Gebräuche, was der angestammte «Taufbatzen», die «Urte» und anderes mehr, das sie kaum vom Hörensagen kennen? Sind sie es doch, die die großen Spenden ausrichten, von denen die wissenschaftlichen Institute der Universität, die gelehrten Gesellschaften, aber auch Kunsthaus, Schauspielhaus und vieles andere zehren und leben. Vielfach erschöpft sich das Interesse leider in der großzügigen Spende.

Wer in Vorkriegszeiten und jetzt wieder hundert und mehr Nächte im Jahr im Schlafwagen und in Hotelbetten aller Metropolen zubrachte, vertieft sich höchst selten in Bach und Beethoven, Hegel, Jakob Burckhardt und andere anspruchsvolle geistige Kost. Noch weniger findet er Muße, selbst in historischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaften als Vortragender zu wirken, wie dies in Basel bei dem gebildeten Laienpublikum nicht selten der Fall ist. Neben der Familie erholt sich der Neuzürcher oft und leicht im modernen Schauspiel, im Variété, beim Golf in Zuminon und dergleichen.

Es gibt wohl wenige gesellschaftliche Artgenossen in den andern Städten, welche die Leistung und Tüchtigkeit der skizzierten Neuzürcher, soweit ihnen ihre eigene Tätigkeit die Einsicht dazu verschafft, nicht anerkennen. Wer aber als Beamter, Intellektueller und sonstwie diese Einsicht und Anerkennung nicht teilt, gefällt sich gerne in Spott, Ablehnung, ja offener Feindschaft. Wie es «oben» tönt, so schallt es «unten». Speziell der Gegensatz zwischen Basel und Zürich ist weit mehr als die Rivalität zweier Wirtschaftsmächte. Man träfe daneben, wollte man

es mit dem Scherzwort erklären: Was sich liebt, das neckt sich. Schon näher kommt den psychologischen Ursachen ein geistreicher Betrachter beider Städte, welcher mir einmal gesagt hat: «Die Basler sind Kriegsgewinnler aus der Kontinental-sperre, die Zürcher aus dem siebziger Krieg. Die einen haben also mehr Zeit gehabt, Kultur zu erwerben als die andern. Da liegt der Unterschied.» Viel Wahres steckt bestimmt in dieser etwas allzu simplen Erklärung. Vielleicht ist auch in Zürich diese Evolution möglich. Gewiß. Nur ist zu fürchten, daß auch dann die kultivierteren Nachfahren die Führung in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht an wieder neue, ungestümere Elemente abgetreten haben werden. Das aber ist der ewige Wechsel im Leben der Generationen und ganzer Völker.

Wenn trotzdem Ablehnung und Feindschaft im Verhältnis zu Zürich nicht zu leugnen sind, so beruht es nicht so sehr auf der Einstellung und dem Lebensstil der zwei bis drei Dutzend führenden Männer. Wer Anstoß erregt, sind in der Regel ihre Söhne und Töchter, seltener die Frauen. Ihre Jugend ist es, die oft und gerne das «mir händ's und vermöged's» geltend macht, laut und dominierend auftritt, ganz speziell großen Aufwand in Autos treibt, oft elementarste Höflichkeitsregeln gegenüber bescheideneren Elementen außer acht läßt.

Solches Auftreten hat einen literarischen Niederschlag gefunden in der «Perspective Cavalière de Zurich» von Jean Louis Clerc. Sie enthalten neben viel Falschem und Verzeichnetem eine Reihe bitterer Wahrheiten. Glücklicherweise darf man unser schweizerisches Wirtschaftszentrum aber nicht für den Snobismus einiger Dutzend junger Leute aus der jeunesse dorée verantwortlich machen.

* * *

Bei der Mannigfaltigkeit der Gesellschaftstypen wäre noch vieles zu sagen. Beispielsweise von Luzern, wo die Gesell-

schaft aristokratischen Gepräges sich heute in der Casinogesellschaft kristallisiert. Mit einer einzigen Ausnahme, die es verstanden hat, sich in mehreren Generationen in der Schwerindustrie einen geachteten Namen zu machen, haben die Luzerner Geschlechter Beamtung und Heer dem Erwerbsleben vorgezogen. Vergessen wir den einen Sproß nicht, der es verstanden hat, in der Journalistik mit einer eigenen Zeitung einen Erfolg zu erzielen, den man in der Schweiz nicht für möglich gehalten hätte.

Oder denken wir an Winterthur, wo ein Patriziat aus Exporthandel und Schwerindustrie ein Zentrum kultureller Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete der Musik und der Malerei geschaffen hat.

Wo kommt nun aber die Gesellschaft der verschiedenen Städte und Landesgegenden zusammen? Es sind nahezu die gleichen Berührungsflächen wie zwischen Gesellschaft und Nichtgesellschaft: die Berufsarbeit der Männer und der Sport. Ein noch mächtigerer Schmelztiegel aber ist die Armee. Während man sich Arbeits- und Sportkameraden häufig selbst aussuchen kann, kennt die Armee wenig oder keine Rücksichten auf Stand, Konfession, ja in den Spezialwaffen und im Generalstab nicht einmal auf die Sprache. «Die Gesellschaft» hat jahrzehntelang von den Spezialwaffen die Kavallerie bevorzugt und den Großteil der alljährlichen zirka 50 Aspiranten gestellt. Die dort geschlossenen Freundschaften wurden weiter gepflegt wie vielleicht in keiner andern Waffe, und so viele interkantonale Verbindungen in Wirtschaft und öffentlichem Leben gehen auf diese Jugendfreundschaften zurück. Auch der Artillerie war und ist «die Gesellschaft» hold. Offenbar liebt sie aber die höhere Mathematik, die dort fast Grundbedingung ist, wenig, und so überwiegen dort anspruchlosere Ingenieure und andere Absolventen der ETH. Dagegen hatten es die tonangebenden Kreise in Glarus, Graubünden und auch Basel lange Zeit verstanden, in ihren eigenen Bataillonen die Offiziersstellen zu besetzen und so mitunter im demokrati-

schen Harst der Infanterie einzelne «Reservate» zu schaffen.

Das Offizierskorps ist eine Pyramide; wählen wir für die Volkskreise (Kleinbürger, Gewerbe, in neuester Zeit auch Arbeiterkreise) die Farbe weiß und für Gesellschaft und Aristokratie das angestammte Blau! Ich möchte dann den Vergleich wagen, zu sagen, daß die Basis zwar weiß ist, wie es die Apostel der demokratischen Armee stets behaupten, daß es dann aber nach oben immer bläuer schimmert, mag auch die Spitze, heiße sie nun Scheurer, Minger oder Kobelt, noch so «weiß» sein. Man denke an den Armeestab 1914—1918 und wieder 1939—1944, an unsere drei ersten Militärattachés, zwei «von» und ein «de», an das angeführte Beispiel der alten 2. Division und so weiter.

Die erste Selektion der Offiziere «nach oben» erfolgt schon bei den Adjutanten, die nächste unter den Einheitskommandanten, später unter den Stabsoffizieren, beim Generalstab usw. Ich sage nicht, eine unmilitäre Selektion, aber eben eine Auswahl, bei der schon Rücksichten auf zivile Stellung, Umgangsformen usw. ins Gewicht fallen. Das Zeitopfer, das aristokratisch orientierte Kreise zu bringen bereit sind, und der erhöhte Anteil des stark aristokratischen Berufsoffizierskorps in den höheren Kommandostellen tragen dann weiter dazu bei, die Pyramide immer bläulicher zu färben, je weiter sie sich von der Basis entfernt. Darf ich an einen Witz des «Nebelspalters» aus dem Jahre 1913, kurz vor dem Manöverbesuch des deutschen Kaisers, erinnern? General Wille, damals Oberstkorpskommandant und Manöverleiter, stellt die zum Dienst beim Kaiser befohlenen Offiziere vor: «Major v. E., mein Schwiegersohn, Kommandant des Ehrenbataillons in Bern, Major U. Wille, mein Sohn, Kommandant des

Ehrenbataillons in Zürich, Hauptmann E. Sch., Kommandant der Ehrensquadron in Zürich, Major A. Sch., Bruder meines Schwiegersohnes, Kommandant einer Artillerieabteilung.» Majestät winkt gnädig ab und sagt: «Schon gut, mein lieber Wille, ich sehe schon, ganz wie bei uns!»

Sichtbarster Ausdruck der Verbrüderung verschiedener und doch nur der einen «Gesellschaft» sind die pferdesportlichen Veranstaltungen in Basel, Genf, Luzern und Thun. Sie sind die reine «Polluxiade» zwischen Zürich, Basel, Genf, Bernbiet, Ostschweiz, Freiburg usw. Das «Volksrecht» hat ein Thuner Concours hippique vor 30 Jahren einmal ein «Epaulettenfest» genannt. Es war und ist heute noch mehr als das! Diese Veranstaltungen sind die «Landestagungen» der Gesellschaft der ganzen Schweiz, ihr «Jamboree», um mit den Pfadfindern, die «Generalversammlungen», um mit den Geschäftsleuten zu reden. Kandidaten werden aufgenommen, Unwürdige ausgeschieden, Söhne und Töchter hüben und drüben miteinander bekannt gemacht. Alte Fäden werden verstärkt, neue frisch geknüpft. Wohl stellt die Gesellschaft einen Teil der Konkurrenten, wer aber genau hinsieht und hinhört, merkt, daß der sportliche Faktor hinter das gesellschaftliche kantonsverbindende Moment zurücktritt. Der Hauptpfeiler dieser Gesellschaft, die Kavallerie, kämpft in diesen Wochen und Monaten in einer Eingabe aus allen Rößlerkreisen um die Weiterexistenz. Gelingt es ihr nicht, den Bundesrat in der Frage der Abschaffung der Kavallerie umzustimmen, so wird die Gesellschaft andere Wege finden, um sich sichtbar zu behaupten. Der menschliche Drang «nach oben», der Wunsch, der herrschenden Schicht anzugehören, wird der «Gesellschaft» immer wieder neue Wege der Verjüngung und Behauptung weisen.